Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Vive le roi!
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576138

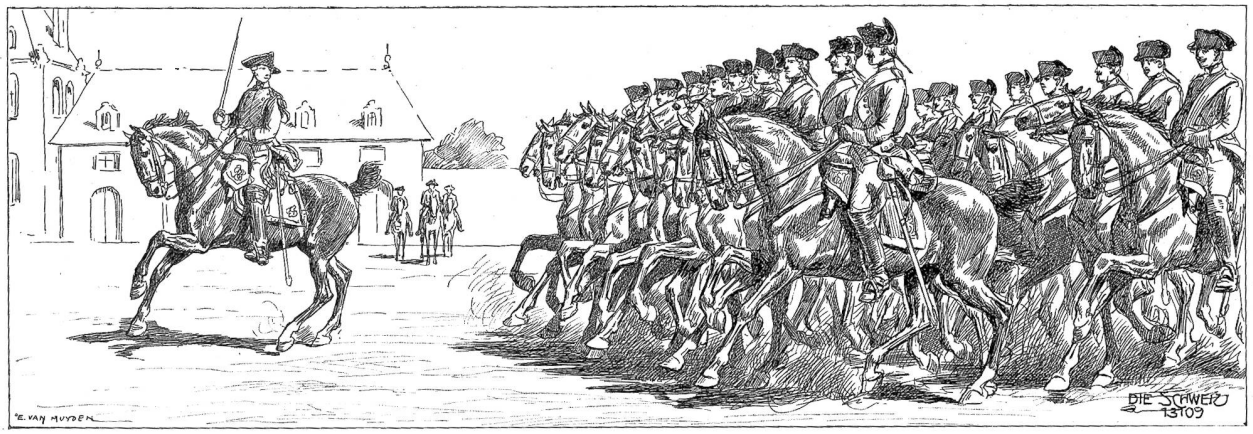
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Kurzer Galopp. Kopfleiste von Evert van Muyden.

Vive le Roi!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman aus den Vendeerkriegen von **Isabelle Kaiser.**

Viertes Kapitel. **Ritter Jean.**

Die weiße Fahne der Marquise Pia wurde auf den Festungswällen des Städtchens Thouars gehißt.

Sie wehte frei im Maienwind, dieweil unter der Brücke von Vrine der Thoué rotgefärbt weiterfloß.

Pia, immer zu Pferd, folgte dem Gatten überallhin, und bevor sie aus den eroberten Städten wieder hinauszogen, nahmen sie die Fahne mit, die nach den Gefechten von Montaigu und Beaupréau glorreicher strahlte: auf die goldenen Lilien war blutiger Tau gefallen!

Es war immer der kleine Didier, der das kostbare Kleinod in Verwahrung nahm. Es lag wie ein Schild auf der Kinderbrust.

Heute standen sie vor Fontenay.

Ein wonniger Tag!

Der Ritter Jean von Gouléne hatte sich an der Spitze von achtzig Bauern eines wichtigen Postens bemächtigt und Befehl erhalten, ihn zu behaupten.

Von diesem Posten aus, von einem Hügel verdeckt, konnte man die Stadt nicht erblicken; aber Musketensalven knallten, und die Kanone rief ihnen mit lauter Stimme zu, daß die Schlacht begonnen hatte.

„Na, Kinder, Mut! Sie werden heute abend in Fontenay eindringen ..... wir müssen noch einige Stunden aushalten!"

Ein alter Bauer bot ihm einen Krug voll Wein an: „Trinkt, Herr Chef! Man weiß nie, ma fi! es könnte diesmal schlecht ausgehen für uns; sie sind nicht zahlreich. Nach Thouars waren unsere Buben nicht mehr zu halten, mein ‚Fieu' hat sich aus dem Staub gemacht; es war ihm nur darum zu thun, sein Stückchen Feld in Tessouale zu pflügen. Nicht wahr, das macht Sie wieder gelenk und munter? Sie werden nachher die ‚Patauds' um so besser niedermähen!"

Die Kanonade, die seit drei Stunden dauerte, nahm ab, ein dichter Rauch schwebte über der ganzen Gegend. Jetzt ein jähes Schweigen, erschreckender als der Kartätschenlärm.

Der Boden allein schien zu erzittern unter dem Anprall einer in die Flucht gesprengten Kavallerie.

Und dann vernahmen sie nichts mehr als das Zwitschern eines Distelfinks in den Bäumen und das Zirpen der Grillen in den Gräsern.

Der Chef wandte sich zu seiner Kompagnie: „Nun, Freunde, da niemand kommt, uns von unserm Posten abzulösen, müssen wir sehen, was da drunten vorgeht... Vorwärts, marsch!"

Sie erkletterten den Hügel, sprangen im Sturmschritt hinunter und erreichten das Schlachtfeld vor den Thoren Fontenays. Es war von einigen hundert Toten und Verwundeten bevölkert und von den Lebenden gänzlich verlassen.

Die ganze Vendeerartillerie lag da, verlassen, mit Marie-Jeanne. Das bedeutete eine royalistische Niederlage.

Sie hoben die Blicke auf Fontenay. Eine Fahne wehte vom Turm: sie war weiß ... und rot und blau!

Die Bauern wollten fliehen. Aber ihr Anführer hielt sie zurück: „Halt da! Auf eure Posten, schützt die Kanonen! Faßt an! Wacht auf Marie-Jeanne! Gewiß, sie kehren zurück und werden den ‚Blauen' den Sieg wieder abjagen!"

Sie kehrten zurück.

Aber es waren die „Blauen", die siegreiche Kavallerie von Chalbos, welche die geschlagenen Royalisten bis auf die Straße von Parthenay verfolgt hatte.

„Greift an! Stoßt mit dem Setzkolben ein!"

Diese achtzig Bauern boten einem ganzen Heer die Stirn.

„Ergebt euch!" rief man ihnen zu.

Der Mund Marie-Jeannes antwortete und spie den Blauen einen Schuß ins Gesicht.

Da fiel man über sie her, und sie wurden von der Ueberzahl erdrückt. Alle ließen sich tothacken auf ihren Kanonen.

An diesem Tag war Marie-Jeanne von einem Kranz von Leibern umgeben. Der Ritter Jean, mit Wunden

bedeckt, und ein blutjunger Leutnant, der immer an seiner Seite stand, waren die einzigen, die verschont und gefangen genommen wurden, weil sie schöne Kleidungen und einen Degen trugen und für Anführer von Bedeutung galten. Wie sie sich gegen die Stadt hin bewegten, sahen sie einen Knaben, der mit wehenden Locken auf sie zusprang. Er war nicht fünf Jahre alt und weinte in heller Verwirrung. Vertrauensvoll warf er sich mitten ins feindliche Heer, und wie er Ritter Jean erblickte, sprang er auf ihn zu: „O Herr Marquis, du bist es! Führ' mich wieder zu meiner Mutter!"

„Wer bist du denn, kleiner Mann?" fragte der Ritter, der sich erinnerte, diesen engelgleichen Knaben im Lager bei den Befehlshabern gesehen zu haben.

Das Kind, das keine Gefahr und nur den Stolz seines Namens kannte, erklärte frei heraus: „Ich bin der kleine Marquis Didier von Hauteroche!"

Die Republikaner hohnlachten: „Zwei »Ci-devant« im gleichen Wurf! Der Fang ist nicht übel! In die Höhle mit dem jungen Wolf!" Der Kleine hatte die Hand seines großen Freundes erfaßt und erzählte ihm sein Mißgeschick.

„Ich bin gefallen mit unserm Diener Lambert, der mich auf seinem Pferd hielt . . . ich habe mir aber nicht weh gethan . . . und ich habe die Fahne!"

„Pst, pst, mein Kleiner!" flüsterte der Ritter mahnend. Der Kleine hörte zu zwitschern auf und versuchte rascher zu schreiten; wie er aber strauchelte, hob ihn der junge Leutnant auf seine Arme und trug ihn weiter.

Die Gefängnisse von Fontenay waren von Vendeern überfüllt. Man warf die Letztangekommenen in einen Speicher. Man trennte sie nicht wegen Raummangel; aber sie wurden nicht aus den Augen gelassen vom Kerkermeister Gosselin.

Er ließ seine Gefangenen hungern.

Zwei Marquis! Das war ein leckerer Bissen für diesen wilden Sansculotten. Er überschüttete sie mit Schmähungen und schilderte das Los, das ihrer wartete, in den greulichsten Farben.

Wenn dieser Mensch zum Trunk ausging, war den Unglücklichen eine kurze Rast beschieden. Der Ritter litt unter seinen Wunden. Der junge Leutnant hatte sein Halstuch entzweigerissen, um ihm einen vorläufigen Verband anzulegen. Der Ritter interessierte sich für den Leidensgenossen: „Wer seid Ihr denn?"

„Ich bin Avril, von der Gemeinde May, ich kenne den Herrn Marquis wohl, ich habe die Schafe gehütet in den Wiesen des Schlosses von Gouléne."

„Warum hast du die Waffen ergriffen . . . so jung? Du bist nicht sechzehn, wie?" sagte er, als er das bartlose Antlitz erglühen sah.

„Ich werde achtzehn zur Erntezeit . . . Als man mir sagte, der Herr Marquis schlage sich für den lieben Gott, habe ich meine Sense genommen und bin fort. Ich war in Thouars, ich habe mitgeschossen; ich hatte eine Muskete, die ich einem toten ‚Pataud' abgenommen."

„Ach, ich erinnere mich wohl, dich gesehen zu haben; wahrlich, du warst tapferer als du groß bist, Avril! Aber weißt du auch, daß wir sterben müssen?"

„Bah, es wird immerhin leichter sein, als so weiter zu leben!" sagte der arme Bursche, der vor Hunger schier zusammenbrach. „Aber dieser Kleine da . . . es ist ein Jammer . . . nun schläft er aus Erschöpfung" — er zeigte auf Didier, der auf Stroh ausgestreckt lag. Sie fasteten seit mehrern Tagen.

„Oeffne das Fenster, Avril! Diese sonnige Luft ist wie eine Lebensverkündigung: man meint, es nähre ein wenig, und der Lufthauch stillt etwas den Durst . . ."

„Gott ist doch immer noch dort oben," sagte der Bursch und atmete die Luft ein, mit voller Brust, wie einen köstlichen Speisengeruch; dann zog er einen Rosenkranz aus seiner Jacke und fing an, ihn vor sich hin zu murmeln, um seinen Heißhunger durch Gebete zu täuschen.

Am Samstagmorgen, nach acht Tagen und acht Nächten, hörten sie den Generalmarsch blasen.

Das belebte sie wie ein Schluck kräftigen Weines: Avril sprang zur Dachlucke hin; man übersah die ganze Ebene, die sich vor den Thoren des Städtchens dehnte.

Auf dieser Ebene standen sich zwei Heere gegenüber. Sofort erschien auch der Kerkermeister mit vor Wein und Wut blutunterlaufenen Augen, er stürzte ins Verließ und setzte ein Bajonett auf sein Gewehr.

„Hi, Hi, meine Schäflein! Die Stunde naht . . . nun geht's zur Schlachtbank . . . Hört ihr's? Sie sind wieder da, die Briganten, sie wollen uns Fontenay abjagen, als ob sie nicht genug hätten von der letzten Prügeltracht. Aber zum Henker, wir werden sie schon abfertigen! Haha! Und euch auch, meine Kleinen! Das kann lustig werden!"

Gosselin stellte sich an der Dachluke auf. Sein Blick überflog die ganze Schlachtordnung. Er konnte die Bataillone und die Farben leicht unterscheiden; er stand gleichsam in gleicher Reihe mit den „Blauen", nur höher, wie auf einem ungeheuern Pferd, und das Haus war ihm ein steinerner Schild.

Er sprach während des drückenden Schweigens der Gefangenen, die gleichsam den Schicksalswind durch diese Ebene rauschen hörten: „Ihr da, verfluchte »Ci-devants«, ihr zahlt für jeden Patriot, der ins Gras beißt, und wird die Stadt eingenommen, so geb' ich euch den Rest mit Bajonettenstößen. Mein Wort darauf! So wahr ich Gosselin heiße!"

Da gaben die Gefangenen die Hoffnung auf. Wie die Schlacht auch ausfiel, ihnen winkte nur Tod, sie waren dieser Bestie preisgegeben.

Der Bandit fand eine teuflische Freude darin, sie durch alle Phasen des mörderischen Kampfes, der sich unterhalb der Mauern abwickelte, zu führen.

„Sie haben keine Artillerie . . . die Briganten! . . . Man wird sie zusammenschießen, ihre Lescüre, ihre Bonchamps. Ah, seht mir einmal die Patrioten, Donnerwetter, das sind Kerle, die sehen aus . . . die Jäger der Gironde, die Freiwilligen von Toulouse, die Bataillone von Hérault. Und die Gendarmen zu Pferd! Na, wir werden Kugel schieben mit euren Köpfen! . . . Nanu?" — sagte er plötzlich mit verändertem Ton: „Der fürchtet keinen Teufel, euer Chef, der stürzt sich ja mitten ins Gewühl. Paff! Eine Batterie von sechs Kanonen empfängt ihn, das wird ihn kurieren. Zum Henker, jetzt steigt er vom Pferd . . . Die Bauern folgen ihm im Sturmlauf mit vorgebeugtem Grind . . . Sakra! Die Stiere . . . sie springen auf die Artillerie . . . Ah! Verdammt! . . . Sie haben eine Batterie gegen uns

gewendet. Ihr werdet dafür bezahlen, Kinderchen!" und er stach sein Bajonett in den Arm des Ritters.

Dann spornte er durch seine Stimme die Kämpfenden an, tötete die Briganten durch Verwünschungen und spie ihnen Schmähungen zu, hart wie Kugeln.

„Donnerwetter, die schießen großartig, unsere Jäger! Ah, das brave Bataillon der Gironde, es weicht nicht um einen Zoll! Hurrah, die Kolonne der Briganten wankt! Es lebe die Republik!"

„Chalbos befiehlt den Angriff. Vorwärts! Es gilt! Betet zu eurem Gott, Briganten!"

„Oho! Schockschwerennot!" schrie er plötzlich. „Verpfuscht der Angriff der Gendarmen . . . nur fünf gehen noch, die andern weichen, fliehen mit verhängtem Zügel gegen Niort . . . Wartet, ihr schuftigen Feiglinge! Sie treten die Infanterie zu Füßen. Halt da!"

Gepackt durch das grauenvolle Schauspiel, durch die Ungewißheit des Ausgangs hatte sich Gosselin hinausgebeugt, mit lebhaften Gebärden schrie er zum Fenster hinaus, ballte die Fäuste gegen die Fliehenden . . . . Da ließ er sein Gewehr aus der Hand. — „Ha, verfluchtes Pack, kehrt zurück! . . . Der Sieg ist unser!" Er schäumte.

Avril, der jede Bewegung ihres Henkers verfolgte, that einen jähen Sprung mit der Behendigkeit einer Katze, bemächtigte sich der Waffe und übergab sie rasch dem Ritter: „Da, Herr Marquis, verteidigt Euch!"

Schon stand er auf, faßte die kostbare Flinte und richtete sie auf Gosselin, der fortfuhr, seine Zurufe wie Kartätschen ins Gewühl zu schleudern. Ein Wutschrei: „Sauve qui peut! Die Briganten ziehen in die Stadt ein . . . Jetzt zu euch, meine Schäflein, ihr sollt für alle zahlen!"

Er wollte seine Waffe ergreifen . . . da wich er zurück mit einem Fluch. Seine Waffe lag in den Händen des Ritters und bedrohte ihn. Der Fluch artete in einen Schrei um Gnade aus, und gräßliche Furcht malte sich auf seinem Angesicht; dann schlich er rückwärts, die Eisenspitze immer auf der Brust, und suchte die Thüre zu erreichen.

Der Marquis öffnete sie vor ihm.

„Geh, lauf, Elender! . . . Ich verzeihe dir um der Liebe Gottes willen. Marsch, pack dich fort! . . . Halt, Gosselin," rief er plötzlich, wie er das Kind stöhnen hörte, „nur eine Minute, wenn noch ein Fünkchen Ehre in dir schlummert, geh, für das Leben, das ich dir schenke, bring' eine Schüssel Milch für diesen sterbenden Kleinen . . . Verstehst du? Geh'!"

Seine Hoffnung ward nicht getäuscht. Der cynische Kerkermeister hatte noch ein Fünkchen Gewissen, und es blitzte auf beim Klang der unverhofften Gnade nach all den Foltern, die er seinen Gefangenen auferlegt hatte. Er kam zurück mit einem Milchtopf, reichte ihn furchtsam durch die halbgeöffnete Thüre und packte sich.

Didier trank das Leben mit dieser Milch. —

Eine Viertelstunde später eilten die Anführer der Vendeer zu den Gefängnissen und öffneten sie.

Ritter Jean, Avril und Didier traten auf die Straße, im Augenblick, wo die wiedergewonnene Marie-Jeanne im Triumph davongeführt wurde . . .

In der Kirche sang man ein Tedeum.

An allen Straßenecken aber wurden Branntweinfässer aufgebrochen.

Fünftes Kapitel. **Fontenay.**

Im Hause der Frau von St. Laurent hatten die Royalisten ihr Generalquartier aufgeschlagen.

Die Marquise Pia mit von Kummer rotgeweinten Augen suchte tapfer ihre geheime Wunde dem Blick der Sieger zu entziehen.

Die Schlacht war gewonnen, ja; aber ihr Kind blieb verloren. Das war die tiefste Niederlage für ein Mutterherz! Die Einnahme Fontenays wog den Verlust Didiers nicht auf. Eine Stadt! Wie klein gegenüber einem Kind! Fontenay bedeutete nicht ganz Frankreich für das royalistische Heer; aber Didier war alles für Pia von Hauteroche.

Sie verbarg ihre Thränen, sie war das Weib eines Führers und schuldete allen diesen Leuten das Beispiel des Mutes.

Seit acht Tagen war Didier verschwunden. Der alte Lambert, der ihn während der Flucht auf dem Pferd hielt, war gestürzt. Man fand ihn tot, zertreten durch die Kavallerie auf dem Weg von Parthenay.

Pia war auf das Schlachtfeld zurückgekehrt und hatte alle Toten gemustert; es lag kein Kind unter ihnen. Sie rief ihn; die Heckenzweige antworteten. Verirrte Herden brüllten. Aber Didiers Stimme war nicht im Frühlingschor.

Pia war es, welche die Anführer spornte, einen neuen Angriff auf die Stadt zu wagen, die ihr wie das Gefängnis oder das Grab Didiers erschien.

Und die Gefängnisse öffneten sich, sie gaben ihre Gäste frei. Didier befand sich nicht unter ihnen, und die Gräber behalten ihre Toten. Wie sie Marie-Jeanne vorbeiziehen sah, weinte sie. Wo waren die rosigen Lippen, die den kupfernen Mund geküßt hatten auf dem Platz von Bressuire? Michael von Hauteroche, der ehemalige Hauptmann der Königin, näherte sich seiner Frau, wie er sie weinen sah. Der Sieg leuchtete noch auf seinem Antlitz. Seine Begeisterung bewies, daß er seine Partei höher stellte als sein eigenes Glück.

„Meine Liebe, sei stark! Besiege dich, wie wir gesiegt haben. Wie du mir gefolgt, warst du bereit, alles aufzuopfern, wie wir. Ach, ich weiß, man denkt nicht gleich an das Liebste, das Kind, das Einzige . . . das ist hart!" — Thränen verzehrten sich im Feuer seiner Augen. — „Aber, Marquise, man feilscht nicht mit dem Schicksal, wenn man sein Leben einer heiligen Sache weiht."

„Sein Leben! Das ist so leicht, Michael . . . aber das Leben der andern, das ist entsetzlich!" schluchzte sie. „Mein kleiner Didier! Wenn ich wüßte, daß der Himmel ihn aufnahm, als er sich verirrte, o, ich würde ihn nicht in die Hölle unseres Krieges zurückrufen . . . Aber so! . . ."

„Pia, seht auf den Platz, übertragt Eure Liebe auf dieses Volk! Ihr habt hunderttausend Kinder, wenn Ihr nur wollt . . . und diese Gefangenen . . ."

Sie richtete sich auf: „Ihr werdet ihnen nichts zuleid thun . . . man muß sie freigeben!"

„Wir berieten uns eben über ihr Los. Die ‚Blauen' erschießen auch nicht unsere Gefangenen, wir dürfen nicht Repressalien üben. Aber wenn wir sie freigeben auf ihr bloßes Wort hin, nicht mehr gegen uns zu

kämpfen, werden sie ihr Versprechen nicht halten. Ein Dekret des Konvents bevollmächtigt sie ausdrücklich dazu. Wenn wir ihnen die Haare abschneiden würden?" schlug Hauteroche plötzlich vor.

Der Führer brach in schallendes Gelächter aus.

„He, warum nicht? Sie schneiden ja unsere Köpfe ab in Paris, und es wäre ein Mittel, sie wieder zu erkennen, wenn sie wieder gefangen werden."

Der Vorschlag wurde angenommen und Gegenstand allgemeiner Belustigung im Vendeerlager. Die ‚Blauen' waren entzückt, so glimpflich davonzukommen, und staunten ob der Großmütigkeit dieser Briganten, die wie Wölfe verfolgt wurden und die ihre Feinde wie Schafe schoren.

Damals war der Krieg noch ehrlich, später wurde man grausam. Man schlug sich wie toll; war aber der Sieg entschieden, so erinnerte man sich, daß Weißen und Blauen dasselbe „rote" Blut in den Adern floß — französisches Blut! — und die Feinde rückten brüderlich zusammen.

Plötzlich erblaßte Pia bis in die Lippen und faßte den Arm ihres Gatten. Mit einer irren Gebärde wies sie auf eine weiße Fahne, welche die Straße heraufkam und sich wie ein Segel über einer wogenden Menschenflut blähte.

„Nun, meine Liebe, es ist unsere Fahne! Ich erkenne die goldenen Lilien."

„Michael, es hieße nicht mehr: ‚Es lebe der König!' wenn Didier tot wäre. Diese Fahne lag auf seinem Herzen. Es schlägt noch, da sie noch flattert!"

Schon eilte Pia aus dem Hause, sprang auf den Platz, wo die Soldaten die Fässer mit den Schuhen einschlugen.

Sie sah nichts als dieses weiße Tuch.

Die Reihen lichteten sich vor der Marquise, die jedermann kannte. Da blieb sie plötzlich wie festgebannt stehen, von einer übermenschlichen Empfindung heimgesucht, und sah eine Gruppe nahen, deren Bild sich in ihr Gedächtnis mit feurigen Zügen eingrub, sodaß sie es später in den dunkelsten Stunden heraufbeschwor wie eine lichte Vision, wie ein Wunder von Glück!

Die Fahne flog empor: blonde Locken flatterten um ein lilienreines Antlitz, und es war ihr, als riefe das ganze Weltall: „Es lebe Didier!"

Sein Haupt lehnte an der Schulter eines Mannes. Dieser Mann war groß, in Lumpen eingehüllt und wundenbedeckt. Niemals war ihr ein Mann schöner, anbetungswürdiger erschienen: er trug Didier in seinen Armen.

„Mamma!"

„Mein Liebling!"

Sie riß ihn an ihr Herz und schluchzte auf. Diese Stunde war der Sieg von Fontenay.

Der Ritter blickte auf die selige Gruppe. Dieses junge Weib im Reitkleid, dessen Wesen die souveräne Grazie seiner Rasse atmete und vom Strahlenkranz einer heiligen Freude umhüllt war, prägte sich seinem Geist ein: sie verkörperte das blühende Leben nach dem scheußlichen Kerker.

Pia war schön.

Avril, der sie beobachtete, riß sie aus ihrer Verzückung: „Entschuldigen Sie, Frau Marquise; aber der Ritter hat offene Wunden und nichts gegessen seit Tagen."

Pia erwachte jäh und schämte sich, in ihrem Glück zu schwelgen angesichts dieser Elenden, die Hunger litten. Selbst Avril brach erschöpft zusammen, und das Kind lehnte sich an die Wange der Mutter und verfiel in leisen Schlummer.

Sie reichte dem Ritter die Hand und sah ihn an mit stummer, unendlicher Dankbarkeit. Sie erkannte ihn. Es war der Marquis von Gouléne, der sich dem Heer in Bressuire angeschlossen hatte. Für sie war er von nun an der Retter ihres Sohnes.

„Kommt!" sagte sie. „Ich werde für euch sorgen."

Sie ging ihnen voran mit ihrer teuren Last und führte sie in das Haus der Frau von St. Laurent, wo die zwei Ueberlebenden der heroischen Kompagnie mit Begeisterung aufgenommen wurden.

In der Stadt herrschte reges Leben. Der Bischof von Agra las die Messe in der Kirche.

In einer Wiese voll blühenden Klees stand ein Dudelsackpfeifer hoch auf einem Fasse und spielte zum Tanz auf. Die Burschen faßten die Mädchen um die Hüften und kreisten wild herum.

Unter den Wällen von Fontenay begrub man die Toten. Der alte Abbé Gouret besprengte die Leichen mit Weihwasser und gab ihnen ein „Requiescat in pace!" zum Geleite.

Auf einer Mauer der Befestigungen saß der Schweizer Rhynez und spielte auf seiner Flöte ein Liedchen aus seiner Heimat, und eine Amsel, die ihm vom Wipfel eines blühenden Baumes zuschaute, pries aus voller Kehle die Glorie des Wonnemonats, hoch über dem blutigen Schlachtfeld.

Auf der Straße von Niort zogen Truppen von Bauern nach dem Bocage.

Im Artilleriepark betasteten die Poiteviner mit abergläubischen Händen die vierzig eroberten Kanonen, die einen ehernen Kreis um Marie-Jeanne bildeten. Wie ungeheuerlich waren doch diese republikanischen Pflüge!

Die freigelassenen Herden weideten hungrig und badeten im Schierlingsschaum der Wiese.

Ein Weib mit einer Weidengerte ging von einem Tier zum andern und trieb sie mit fremdartigen Kehltönen: „Sa, sa! . . . lobé!" Das Weib war groß, von knochigem Bau, der Fanatismus glühte in ihren buschigen Augen, und ihre hängende Lippe bebte in endlosen Litaneien.

Es war eine Bretonin aus dem Wald von Paimpont, eine „Chouanne" Godeberte le Güdic. Sie folgte dem Heer, weil ihr Sohn, ihr ältester, als freiwilliger Republikaner in Klebers Regiment gegen die Verbündeten ins Feld gezogen.

Sie weihte ihm seither einen glühenden Haß, als ob er Gott mit Füßen getreten und der Heimat ins Antlitz gespieen hätte. Sie hielt ihn für einen meineidigen Verdammten. Sie harrte der Stunde, die ihn ihrer Rache ausliefern sollte.

Ihr anderer Sohn, Simplicius, folgte ihr, hinkend und geifernd, wie ein possenhafter Schatten. Er war ein blöder Lümmel, den man im Heere duldete, weil er voll drolliger Unschuld war und wie ein Käfer lachte, wenn seine Brüder sich schlugen.

Er ahmte alle Grimassen der Tapferkeit nach, ohne je eine mutige That zu thun.

Godeberte segnete die Einfalt ihres Zwanzigjährigen, die ihn an ihren Rockzipfel gebunden hielt, dieweil der andere, der aufgeweckte Bursche, die Freiheitslehre jubelnd begrüßte und die Carmagnole der Befreiung sang.

Die Amsel jubilierte immerfort aus voller Kehle auf dem Wipfel des blühenden Baumes.

Ein Knabe, der dicht bei einem Toten kauerte, fing zu heulen an, als er diesen Jubel vernahm.

Er ließ seinen Kopf auf den Rücken seiner Trommel sinken und schluchzte auf.

Ein kleiner Soldat näherte sich ihm: „Nanu, Trommler, flennt man in solchen Zeiten? Steh auf!"

Der andere hob ein wenig den Kopf und wies mit dem Finger auf den Toten, der so tief ins Gras gebissen, daß er mit Erde geknebelt schien, und sagte: „Es ist halt der Vater!"

„Ah so! Der meinige wurde in Paris enthauptet vor einem Monat, und meine Mutter und meine Schwester sind im Gefängnis von Bouffai in Nantes."

„Dann hast du niemand mehr, wie ich?"

„Man hat das Heer ... das ist eine Familie ... bei Gott!"

„Das ist schon wahr," sagte der Knabe.

Er schneuzte sich und hob die Augen, um denjenigen zu sehen, der ihn tröstete.

Es war ein lieblicher Knabe, mit aristokratischer Eleganz gekleidet. Er trug eine kleine sammtene Uniform, eine liliengestickte Schärpe, einen Federnhut und Stulpstiefel.

Der kleine Tambour wandte sich verschüchtert ab. Aber der junge Herr, gerührt durch den Schmerz und durch das zarte, thränengebadete Antlitz des Kleinen, beugte sich zu ihm:

„Wie heißt du?"

„Cadet Loisel."

„Nun denn, Cadet, du mußt kommen! Weißt du, daß wir gegen Saumur marschieren? Bedenke doch, ein kleiner Mann wie du, und heulen!"

Der Bub stand jäh auf und riß die Flinte aus der Hand des Toten.

„Ha, wenn ich ein Mann wäre, ma fine! ich schlüge auf die ‚Blauen' statt auf meine Eselshaut!"

„Jenun, du wirst schon einer werden."

Er schüttelte das Haupt und frug: „Wer sind Sie? Ein adeliger Herr, nicht wahr?"

„Ich heiße Tristan von Mondyon."

Der kleine Ritter und Edelmann aus dem Poitou war aus seinem Institut bei den Pères Oratoriens entflohen und hatte sich einen falschen Paß verschafft, um das Heer des Generals d'Elbée zu erreichen. Man weigerte sich, diesen blutjungen Freiwilligen aufzunehmen; aber in Thouars wurde ein Pferd unter ihm erschossen, in Fontenay zeichnete er sich aus, das Heer nahm das Kind an. Man ernannte ihn zum Adjutanten.

„Cadet, faß Mut, ich habe das Rollen deiner Trommel wohl vernommen, gestern während der Schlacht. Das belebt die Soldaten und schadet dem Feinde ebensosehr wie unsere Bleikugeln."

„Ist's wahr? Um so besser!"

Aufgemuntert durch diese Worte und vertraulich geworden, blickte der kleine Trommler scheu um sich und schien das Für und Wider einer wichtigen Mitteilung zu erwägen.

Plötzlich sagte er: „Ich fürchte mich doch!"

„Wovor? Schäme dich, ein kleiner Mann wie du!"

„Ja, wenn ich ein Mann wäre! Jesus Maria, ich führte ein Bajonett statt Weidenstöcke!"

„Nun, du wirst doch einer werden!"

„Nä ... hä!" sagte der Kleine energisch.

„Bist du schon zehn Jahre alt?"

„Schon zwölf!"

„O, dann bist du aber klein und schmächtig!"

„Ja schon ... natürlich! ... weil ich ... weil ich ... du wirst mich doch nicht verraten ... du! ... gelt?" frug er zaudernd, „sonst jagen sie mich aus dem Heer." — Sein Mißtrauen gewann die Oberhand.

Bah, man war doch nie sicher, und wenn man ihn nachher aus dem Heer verjagte ... was dann?

Sein Geheimnis würde immerhin besser aufbewahrt, wenn er es für sich allein behielt.

Dann, als schäme er sich seines Gefühls, riß er mit bubenhafter Gebärde eine Handvoll blühenden Klees und Schaumkrauts ab und bedeckte damit die durchschossene Brust und das erdfahle Antlitz des Toten; dann netzte er seine Finger an den Thränen, die ihm von den Wangen flossen, und machte über dem Abgeschiedenen ein großes Zeichen des Kreuzes: »In nomine Dei et Filii et Spiritus sancti ...«

„Komm nun, Cadet!" sagte der kleine Ritter.

Der Trommler schnallte seine Eselshaut um, rückte seine Kappe zurecht, reckte keck seine kleine Gestalt, und mit jähem Entschluß schritt er neben dem andern her wie ein guter Kamerad, verschluckte seine Thränen und versprach sich innerlich: „Je nun, ich werde versuchen, trotz alledem ein Mann zu werden ..."

Sechstes Kapitel. Gosselin.

Mit Kolbenschlägen trieben drei Vendeer einen Gefangenen vor sich her. Sie führten ihn in die niedere Stube des Hauses, wo das Kriegsgericht seinen Sitz aufgeschlagen hatte.

„General, wir bringen einen Pataud, den wir mit der Waffe in der Hand auf der Flucht nach Vouvant ergriffen haben. Man gewährte ihm die Freiheit, da wandte er sich um und wollte auf seine Wohlthäter einen Schuß abfeuern."

„Dein Name?"

„Gosselin, Soldat im zweiten Bataillon der Lombarden."

„In den Kerker mit ihm!" entschied General d'Elbée.

„Nein, laßt ihn abscheren, wie die andern," schlug der Marquis von Hauteroche vor.

In diesem Augenblick schmiegte der kleine Didier, der auf den Knieen seines Vaters saß, sein Antlitz mit einem Schreckensschrei an seinen Busen: „Papa, es ist der schwarze Mann, der uns alle töten wollte!"

Angesichts der Anklage des Kindes und seines Entsetzens war Pia aufgesprungen. „Wieso?"

Der Mensch sah wirklich erschreckend aus mit seinen blutgierigen Augen und seiner brutalen Maske.

Er warf dem Kinde einen Blick finstern Hasses zu.

„Ha, Wölfling, hätt' ich dich erwürgt, als du in meiner Gewalt warst!" knurrte er innerlich.

Er schaute scheu um sich her und sah noch andere Vendeer Gefangene, die seiner Obhut anvertraut waren. Diese Befreiten maßen ihn vom Kopf bis zu den Füßen. — „Bei Gott, es ist der Kerkermeister ... derjenige, der Ritter Jean mit Bajonettstichen behandelte, ha, der Hallunke!"

„Laßt ihn mit dem Marquis konfrontieren!" befahl d'Elbée.

Gosselin sah sich verloren. Seine Beine schlotterten, er war todmüde. Die Furcht vor Vergeltung ließ ihn erbeben.

Man führte ihn in die Kammer, wo Ritter Jean auf einem Feldbette ruhte. Avril war beschäftigt, seine Wunden zu verbinden. Er konnte eine Bewegung der Furcht beim jähen Anblick ihres Kerkermeisters nicht unterdrücken.

Ritter Jean blieb sehr ruhig gegenüber dem gefesselten Feinde.

„Na, Gosselin, Sie sind es! Ich hoffte, Sie nicht so schnell wiederzusehen."

Der Mann brummte unverständliche Worte.

„Ist das der Mann, der Sie die ganze Woche mißhandelte und Sie mit seinem Bajonett stach?" fragte der Anführer.

„Wie? Wollt ihr mich um das Verdienst meiner Wunden bringen? Ich habe sie auf dem Schlachtfeld und nicht im Kerker erhalten. Nicht wahr, Avril?"

Der Marquis sprach leicht und ungezwungen.

Pia von Hauteroche war eingetreten, und er fühlte in seinem Herzen nichts als Milde und Vergebung für diesen Mann.

Das junge Weib jedoch zitterte vor Empörung: „Marquis, dieser Mensch hat Sie mißhandelt und meinen Sohn getränkt mit ..."

„Mit Milch ... gnädige Frau!" unterbrach sie der Marquis und verbeugte sich lächelnd.

Die Haltung Pias verwandelte sich jäh; um ein Weniges wäre sie zu Gosselin geeilt, um ihm die Hand zu drücken; aber der Marquis hielt sie mit einer befehlenden Gebärde davon ab. „Laßt das, er verdient nicht solche Ehre; aber befreit ihn!"

Gosselin blieb finster; er glaubte, man treibe Scherz mit ihm. Unter dieser lächelnden, schier frivolen Großmut witterte er eine List. Er glaubte nicht an die Güte und wußte nicht, daß diese Briganten Christen waren.

Er weigerte sich, aus der Stube zu gehen. Hier war er wenigstens auf sicherm Boden, draußen fiel er in einen Hinterhalt und wurde ermordet.

„Das ist alles nur Schwindel," schrie er, „ich habe keine Waffe! Kaum werde ich auf der Straße sein, so hauen mich die Soldaten nieder: mit meiner blauen Uniform bin ich die Zielscheibe aller Kugeln!"

„Gebt ihm eine Waffe!" befahl der Ritter.

„Nein, seht," sagte Gosselin, „wenn ihr euch rächen wollt, so macht es kurz und rasch. Ich bin hin vor Müdigkeit, seit zwei Tagen verberge ich mich im Gehölz, wurde verfolgt und hatte nichts zu fressen. Tötet mich oder laßt mich in einer Ecke schlafen!"

Man warf ein, das Haus sei mit Gästen überfüllt, keine Matratze frei, er solle sich einen andern Schlupfwinkel suchen.

Der geschlagene Mann ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen und ließ die Arme hängen. Die Soldaten schüttelten ihn und wollten ihn mit Gewalt fortschleppen.

„Er bleibe hier!" erklärte ruhig der Marquis de Gouléne.

„Es hat Platz für zwei in diesem Zimmer; es wird nicht die erste Nacht sein, die wir zusammen verbringen, was meinst du, Gosselin?"

Der Mann schnitt eine heimtückische Fratze, die alle Anwesenden erschauern ließ. Er nahm diese Gastfreundschaft mit wilder Freude an.

Die Frauen wollten Einsprache erheben, andere drückten ihre Befürchtungen aus; aber der Marquis entließ sie mit einem Lächeln: „Laßt uns allein, und gute Nacht!"

Lachend wehrte er es ab, daß eine Wache an seiner Thüre aufgestellt werde, und seine Ruhe beruhigte die andern.

Das Zimmer entleerte sich.

Nur Avril, von dumpfer Unruhe gepeinigt, konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, er schlich verstohlen bis zur Thüre und legte sich über die Schwelle, bereit, beim ersten verdächtigen Geräusch, aufzuspringen.

Er hatte Gosselin am Werke gesehen und wußte, wessen dieser Bösewicht fähig war.

Hatte er nicht geschworen, sie alle büßen zu lassen für das Blut, das unter den Wällen von Fontenay floß?

Er horchte mit klopfendem Herzen; die Vision der vertrauenden Brust des Ritters, die da wehrlos dem Dolch dieses Banditen ausgesetzt war, quälte ihn.

Das Jubilieren einer Amsel stieg in den Feldern empor.

Durch die leichte Wand glaubte Avril plötzlich ein leises Geräusch wie das Klappern eines Pistolenschlosses zu vernehmen, und mit kaltblütigem Entschluß, ein Messer in der Hand, öffnete er die Thüre und schritt barfuß, leise ... leise ... bereit, dem Elenden an die Kehle zu springen, wenn er es wagte, sich am Schlaf des vertrauensseligen Herrn zu vergreifen.

Mit leisen Schritten trat er näher und verharrte mit stockendem Atem. Instinktiv steckte er sein Messer langsam wieder in den Gürtel.

Ritter Jean schlief in einer lässigen Haltung, seine langen Haare wirr über das Kissen gestreut, mit freier Brust, das Haupt dem Fenster zugewandt, die Lippen in halbem Lächeln geöffnet, als vernähme er im Traum die Frühlingsverkündigung der Amsel. Einer seiner Arme hing aus dem Bett und streifte das wilde Haupt des andern Schläfers.

Gosselin hatte ein Strohbündel dicht an den Fuß des Lagers gerollt.

Eine tiefe Ruhe strömte aus seinem wohlig ausgestreckten Körper, in ihm war nichts vom furchtbaren Schlummer eines Tigers, er schnarchte dumpf wie ein bissiger Hund, der eifersüchtig den Schlaf seines Herrn behütet ...

(Fortsetzung folgt).